

Ost-West-Nachzugsgefechte

Der Regisseur Jürgen Kuttner über Frank Castorfs

Weltanschauungsfuror – und die ungeheure Anmaßung zu sagen: Jetzt ist Schluss! Ein Gespräch mit Gunnar Decker

von Gunnar Decker und Jürgen Kuttner

Jürgen Kuttner, ist es nicht merkwürdig, dass es in der gegenwärtigen Volksbühnen-Debatte so scheint, als ob mit der Volksbühne das letzte große Symbol des Ostens geschleift werden soll, aber im Spielplan des Hauses, nimmt man nur die Inszenierungen von Frank Castorf selbst, spätestens seit „Der Idiot“ vor allem Dostojewski, Céline oder Malaparte zu finden sind? Das klingt nicht gerade nach Ostalgie, deren Zeit abgelaufen ist.

Jedem, der im Zusammenhang mit der Volksbühne vom Osten faselt, dem glaube ich sowieso nicht! Ostalgie wird ja der Volksbühne bloß unterstellt. Das sind Leute, die von der Volksbühne nur die drei Neonbuchstaben auf dem Dach kennen und glauben, sie hätten damit etwas begriffen und meinen, hier fände ein sentimentales Schwelgen im schöngeredeten Gestern statt. Das Gegenteil ist richtig. Die Volksbühne war unter Frank Castorf von Anfang an der Versuch, Geschichte in ihrem Widerspruch zu zeigen, ein Unbehagen zu artikulieren ...

... am angeblichen „Ende der Geschichte“. Der Westen feierte sich als Gewinner des Kalten Krieges über den Osten ...

... und da kam Castorf mit den grandiosen „Räubern“, mit Hauptmanns „Webern“ ...

... mit dem Ruf „Unger Unger!“ (ein inzwischen vergessener Reiseveranstalter) statt „Hunger Hunger!“.

Genau, das waren präzise soziologische Beschreibungen für das, was vorging im vereinigten Deutschland. Da bewies Castorf sein Gespür auch für sich unterschwellig Anbahnendes, etwa 1998 mit Sartres „Die schmutzigen Hände“, die bereits eine Zeit lang liefen, als der Jugoslawienkrieg kam, und dann plötzlich eine ungeahnte Aktualität erlangten. Und dann kamen „Die Dämonen“ und „Der Idiot“ bis hin zum „Spieler“ – da wurde dann der Osten ganz anders definiert, ging viel weiter als nur bis nach Görlitz! Da treffen östliche und westliche Denkmuster aufeinander – davon lebt ja das Werk Dostojewskis, und das sind Konflikte, die bis heute andauern. Diese Inszenierungen erzählen doch unendlich viel mehr vom gegenwärtigen Russlandkonflikt als der kenntnisreichste Feuilletonkommentar!

Zu den konstitutiven Elementen Europas gehört eben auch das Östliche, und wenn man sieht, dass es heute so erfolgreiche Bücher wie Heinrich August Winklers „Geschichte des Westens“ gibt, das die Geschichte Europas allein aus der angelsächsischen Perspektive behandelt, dann ist hier mit Castorf eine notwendige Gegenperspektive aufgemacht.

Ja, und diesen grundlegenden Weltanschauungsfuror mit all seinen tief gehenden Widersprüchen hat niemand anderes so gültig im deutschsprachigen Theater artikuliert wie Frank Castorf. Und er ist mit Autoren wie Céline und Malaparte auf diesem Weg auch immer weitergegangen – und auch wieder im Westen gelandet. Dieses sagenhafte Gespür für verdrängte Fragen und Figuren, Außenseitergestalten, die die Geschichte anders erzählen, dieser Wille, weiße Flecken in unserem kulturellen Gedächtnis nicht auszublenden, das hat Castorf zu einem Regisseur von Weltgeltung gemacht. Deswegen finde ich es auch so empörend, dass sich da ein Kulturstaatssekretär hinstellt und sagt: Wir machen da mal was Neues, und Castorf seine Produktionsbedingungen nimmt. Wenn man vor drei oder vier Jahren gesagt hätte: Nun reicht es wohl mit Castorf an der Volksbühne, er ist offensichtlich müde, hätte ich das noch irgendwie verstehen können. Aber nach dem, was er in letzter Zeit gemacht hat, nach Balzacs „Tante Lisbeth“, nach Malapartes „Kaputt“, nach einem „Baal“, der ganz neu auf diesen Anarchotypus blickt, den der junge Brecht geschaffen hat – da empfinde ich das als ungeheure Anmaßung, zu sagen: Jetzt ist Schluss! Jemanden wie Castorf gibt's nicht am Grabbeltisch.

Ich sehe Tim Renner noch bei der Feier zu 100 Jahren Volksbühne das Glas auf die nächsten 100 Jahre Castorf erheben. Da hat dann wohl jemand auf die Zeit-Schnelldurchlauf-taste gedrückt?

Ja, das sind dann so Politikerreden. Aber ich glaube nicht, dass Chris Dercon jemand ist, der alles kaputt machen will, dass er nicht seriös wäre oder etwas in der Art. Das Problem ist eine Kulturpolitik, die nicht weiß, was sie tut! Offenkundig weiß im Berliner Senat niemand – nach fast einem Vierteljahrhundert! –, was sie an Frank Castorf haben, und sie legen einen völlig sinnlosen Aktivismus an den Tag. Castorf war zuletzt zwei Mal zum Theatertreffen eingeladen, wen will man dann noch für so ein Haus? Und wenn die neue Volksbühne nun einfach mal so fünf Millionen Euro mehr bekommen soll, dann denke ich: Frank Castorf wäre der Erste gewesen, der für eine Kooperation mit der Londoner Tate Gallery zu begeistern gewesen wäre. Für jemanden, der mit Döblins „Alexanderplatz“ die Ruine des Palastes der Republik bespielen kann,

ist das Tempelhofer Feld auch keine besondere Herausforderung.

Warum hat man dann nicht Castorf, der derzeit überall so viel Erfolg hat, nicht zuletzt in Bayreuth den „Ring“ kraftvoll neu inszenierte, einfach weitermachen lassen?

Das ist wohl der unbedingte Wille, eine besonders große Kerbe in den Winchester-Stutzen zu schneiden. Man kann sich auch damit profilieren, dass man einen Frank Castorf abräumt. Auch so kann man in die Theatergeschichte eingehen!

Nun muss man ehrlicherweise auch zugeben, dass Castorf 1992 von manchen als eine Art Barbar angesehen wurde, der sein Theater zur Spektakelhöhle verkommen lässt. Gerhard Stadelmaier sprach in der FAZ von „Turnhallentheater“, und das war noch das Harmloseste. Man kann den Abbruch einer großen Tradition beklagen, aber wenn die Helden alt geworden sind, drängen neue nach. So wie Gottfried Benn über die Geschichte sagte: Die einen wollen hoch und die anderen nicht runter ... Aber es bleibt doch ein übler Nachgeschmack, dass hier nicht nur nebenbei ein Symbol beseitigt werden soll.

Es kommt mir auch wie ein Ost-West-Nachzugsgefecht vor. Wir streiten um die Deutungshoheit von Geschichte, und da geht es auch um ungenutzte Alternativen, um Möglichkeiten, die wir erst noch wiederentdecken müssen. Es geht um einen radikalen Begriff von Politik, der mehr weiß als grade in der Zeitung steht. Immerhin war es Piscator, der die Volksbühne in den 1920er Jahren groß gemacht hat, indem er das Haus öffnete für Spektakel, für Revue, für Performance, für Installation und für Aktion – all das, was man heute multimedial nennt. Da ist von Besson und Karge/Langhoff noch gar nichts gesagt. Aber das gehört alles zur Substanz der Volksbühne, die Castorf sehr wohl zu nutzen weiß, auch den besonderen Ort am Rosa-Luxemburg-Platz, der mal Bülowplatz hieß, dann Horst-Wessel-Platz. Damit muss man sich immer wieder auseinandersetzen. Dieser Ort reibt sich an der blind gewordenen Utopie!

Sie haben an der Volksbühne insgesamt weit über hundert „Videoschnipselabende“, medienkritische Unterhaltung, veranstaltet. Jetzt hört man, dass Dercon auch Alexander Kluge an die Volksbühne holen will, der ist in zwei Jahren 85!

Ja, das ist eine schlagkräftige Verjüngung. Aber nichts gegen Alexander Kluge, er war es, der vom „Angriff der Gegenwart auf die Geschichte“ sprach, den wir derzeit erleiden.

Gerade habe ich in Ihrem „Sprechfunk-Lesebuch“ gelesen, Radiogespräche, die auch schon zwanzig Jahre alt sind. Der erste Satz lautet: „Dieses Buch wirklich mit Genuss zu lesen, ist ein schwieriges Unterfangen.“ Darin verkörpert sich, wie ich finde, der Nachwendegeist: diese besondere Art von Übermut, die auch die Volksbühne prägte. Die makabre Tatsache, dass man sich aus dem einen falschen Leben ins andere falsche Leben geworfen sah – und erst einmal nichts anderes tun konnte, als die große Siegesfeier zu ruinieren.

Gottfried Benn sagte im Gespräch mit Thilo Koch einen Satz, der mich tagelang umgetrieben hat: Ein jedes Gedicht von Rang muss dunkel sein. Das ist auch das Castorf-Prinzip. Diese Lust an der Überforderung muss man aber erst einmal wecken, die ist auch eine Kulturleistung. Heute sortieren sich die Milieus und Gruppen so, dass sie sich kaum berühren. Statt der Lust am Widerspruch herrscht Konsenszwang. Das kommt auch aus der Angst der Mittelschicht vor dem Abstieg und führt dann bis zu Pegida.

In den Neunzigern trug noch die Tortenwurforgie einer Castorf-Inszenierung – vor allem im Bühnenbild von Bert Neumann – den Diskurs über Adornos „Dialektik der Aufklärung“ in sich. Dieses paradoxe Zugleich von Jahrmarkt und intellektueller Überforderung hat die Volksbühne – mal mehr, mal weniger überzeugend – bis heute kultiviert. Die wissenschaftliche Herstellung von Skandalen, für die einst Brecht ein Haus suchte?

Ja, aber immer aus Notwehr! Heiner Müller, der in einer westdeutschen Stadt spazieren ging, sprach anschließend von seinem Erschrecken über die Unschuld in den Gesichtern. Diese erschreckende Bruchlosigkeit der Identität! Die Deutschen wollen immer Opfer sein, nie Täter. An dieser Lebenslüge arbeitet sich die Volksbühne ab – das ist der Vorteil des Erfahrungsdrucks, den einem Staatsuntergängen vererben.

Im Grunde wird Chris Dercon doch gar nichts anderes machen können, wenn er seinen Anspruch ernst nimmt, als die Volksbühne noch einmal neu zu erfinden, genau so, wie sie heute ist, nur ohne Frank Castorf?

Ja, aber der Wärmestrom der Geschichte, um mit Ernst Bloch zu sprechen, an den das Haus bislang angeschlossen war, ist dann weg. Man schöpft nicht mehr aus der gemeinsamen Erfahrung, es wird, selbst wenn es um gleiche Themen gehen sollte, sehr viel distanzierter werden, eher archäologisch. Da geht etwas völlig unnötigerweise verloren. //

Quelle: <https://classic.theaterderzeit.de/index.php/2015/06/32891/komplett/>

Abgerufen am: 04.07.2024

